

Am Rheinfall [Fortsetzung]

Autor(en): **Speck, Georges**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **9 (1905)**

PDF erstellt am: **24.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-573536>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Glockengiesser Hans Balthasar Keller von Zürich (†1702).
Nach dem Bildnis von Giacinto Rigaudi (1659—1743)
im Künstlergülden zu Zürich (S. 216).

„Und lugst nach den Luftigen Maidlein aus.
Das darfst du nicht!“
„Die Blütenfee“ ist ein Lied der Lieder und die Klarheit selbst. Was Morgen und Matenluft, die allzuschnell vergehen, dem elementaren Empfinden der Völker bedeuten, das sieht und illustriert darin, nach der Schmiede reitend
Janko früh am Tag.
Blütenschneegeföhber segnet seine Fahrt,
Lilien trägt des Nöhleins Mähne, Schweiß und Bart.
Lacht der muntre Knabe: „Sag' mir, Nöhlein traunt:
Bist bekränzt zur Hochzeit; doch wo bleibt die Braut?“
Wir sehen in dieser Ballade die Sprache des Volksliedes von einem Künstler gehandhabt und bis zur kristallhellen Durchsichtigkeit verfeinert. Nur ein Beispiel:
An des Kindes Stelle saß die schönste Maid.
Da geschah dem Jungen süßes Herzeleid.
Flüsterte die Schöne: „Liebster Janko mein,
Hab' ein kostbar Klinglein, strahlt wie Sonnenschein.
Bin dir hold gewogen, schenk' es dir zum Pfand.
Weh, ich hab's vergessen, habend an dem Strand...

Man kann angesichts der einfachen, aber in ihrer Schönheit jedem Erdenstaub entrückten Vorgänge, die das wehmütige „Alles ist eitel“ in der Blütenfee symbolisch darstellen, nur Entzücken fühlen.

Goldselig ist auch die „Schneefönigin“, ganz von silberheller, flockenreiner Poesie erfüllt. Hören wir nicht ganz leise und ferne den Schlitten von Raj und Gerda klingen? An dem nordischen Kindermärchenglanz, den wir nie vergessen haben, spinnt sie weiter mit schimmernden Fäden.

Immer gewinnt bei Spitteler, wo von Kindern die Rede ist, der Ausdruck Züchtigkeit. (Es ist bekanntlich auch bei Keller der Fall). Mit wie viel zärtlichweicher gemalteter Schönheit umgibt er in der „Schneefönigin“ das kleine verlorene Kind! Man betrachte das Abendbild:

Inzwischen dunkelt's im Zenith. Ein kaumig Flockenheer
Flüstert vom Himmel leis herab, und einsam wird's umher.
Der die Verwandlung nach dem Erscheinen der Fee:

Verschwunden ist die Müdigkeit, das Auge jauchzt und strahlt
Und unversehns erglänzt die Welt mit Märchenschein bemalt
Es lebt der Wald, es singt die Luft, so hold, man glaubt
es faum.

Diamanten sprüht das Gletscherfeld und Sterne sprießt der
Baum.

Was bedeuten zwei Verse wie die folgenden für Auge
und Ohr:

Nach sieben Tagen blies der Föhn vom Berge lau und lind
Was weinen und was wimmern so die Glocken durch den
Wind?

Hier beglückt wieder ein Trauerklang, weil er so schön ist. Dieser reißt sich unverweilt den unvergeßlichen Melodien an. Ein leise raunender Föhnhauch, der „Glockenlieder“ und Silbergrüße vom Bergland hinter dem Heimatsee herüberträgt, kann ihn uns bringen. Und die Mittagsstunde ist besetzt.

Es gibt noch mehr Kinder im Balladenbuch Spittellers, die unserm Gefühl nahetreten und in ihrer Art deutlich erkennbar werden. Letzteres erreicht der Dichter mit zwei Worten. Zu ihnen gehört vor allem das „gläubige Biblein“ mit dem „glanzerfüllten Blick“, aus „Camera obscura und bengalische Beleuchtung“, das der Dichter über die grausame Wirklichkeit der Dinge belehren läßt, es zugleich, nur dem feinen Gefühl spürbar, einhüllend mit seinem zarten Mitleid. Es ist ja prädestiniert! Zum großen Manne!

Originell ist „Das Postmaidlein“, in dessen behender Gestalt einer der kleinen Gnome, die des Bergvolkes Wohl und Wehe in den Händen halten, verkörpert scheint. Es ist ihnen verwandt bis auf die naive Seelenlosigkeit und gemessenartige Zusammengehörigkeit mit der grünen Bergmatte. Auch sonst wirkt es typisch und weckt Bergheimweh.

Spitteler betont hier und da, nicht ohne Bezug auf sich selbst, daß dem Epiker die Schönheit des äußern Weltbildes wichtiger sei als der psychische Vorgang. Nun ist allerdings die äußere Schönheit seiner Poesie durchweg groß; jedoch selten ist ihr der Gedanken- und Empfindungsgehalt unebenbürtig. Daß gerade seine Dichtungen unter „Heimat und Vaterland“ von einer tiefen Innerlichkeit sind, charakterisiert ihn als Schweizer. „Lobsingend einen süßen Psalm“ hat der Dichter sein Heimatland gepriesen.
(Schluß folgt).

Am Rheinfall.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Ein Roman aus dem fünfzehnten Jahrhundert von Georges Speck, Schaffhausen.

(Fortsetzung).

Die Sonne stieg höher. Durch die Fenster flutete plötzlich ein breites Licht, sodaß die ewige Lampe, die vor dem Altar hing, beinahe erlosch. Das Chorfenster war halb geöffnet. Ein Sperling flog auf den Rahmen und guckte neugierig herein. Ein Chorhabe, dem der Rauch aus dem Weihfaß seines Kollegen die Nase beizte, nieste stark, worauf der Sperling erschrocken davon-

schwirrte. Der Ministrant, der das Rauchfaß schwang, freute sich über seine Taten und schwang das Faß noch stärker, daß dicke Schwaden emporstiegen.

Hinten stieg der Dunst der Menge auf; vorn, im Chor, wallten die Weihrauchwolken feierlich zur Decke empor. Das Bild des großen hölzernen Christus, das über dem Altar hing, schaute wie aus einem Nebel hervor,

und wenn durch das offene Fenster ein Windstoß kam, der die Schwaden zu sonderbaren Gebilden formte, schien es, als rühre der hölzerne Christus seine hagern Glieder und als zucke das müde Gesicht schmerzlich. Das farbige Glas des Chorfensters, durch das die Sonne schien, malte wunderbare Mosaiken an die Wände, färbte den grauen Rauchnebel mit rosenroten Lichtern und warf träumerische Reflexe auf den geglätteten Boden. Der Rauch wurde immer dichter, die Hitze größer. Aus dem Schiff klang das Summen der betenden Menge. All das machte schläfrig, weckte eine müde, fromme Behaglichkeit.

Hamann sah nach der Herrin. Sie lag inbrünstig betend auf den Knien wie ein Heiligenbild. Das Gesicht war von der Hitze leicht gerötet. Der Mantel, dessen Spange sich gelöst, war heruntergesunken, und die blonden Löckchen, die auf dem weißen Nacken zitterten, waren feucht. Hamann vergaß bei ihrem Anblick den Wald mit seinen grünen Buchen und den intensiven Geruch des Mooßes. Wie schön sie war! Und in seinem Herzen regte sich etwas, das seit der Johannismacht da war und das ihn schon die letzten Wochen unbewußt gequält hatte. Er wußte nicht, was es war. Er fürchtete sich auch, daran zu denken, weil es ihn ängstigte . . . Ja, es machte Angst, aber auch wieder so sonderbar fröhlich.

Wie sie doch schön war, ja . . . Fast schöner als der Strom, der Fall und der Wald! Jetzt hob sie die Hand und strich das Haar aus dem Nacken. Der gehobene Arm war von einer reinen, plastischen Schlankheit. Und die Hand war weiß, war . . . Wie war sie doch? . . . Sie war wie eine Lilie. Der Hals schimmerte unter dem goldigen Duft der Seidenhaare. Und da sie nun das Gesicht hob, sah er ihr feines Kinn, die rostigen Wangen. Die Flügel der schönen Nase zitterten wie Rosenblätter, und der Mund war rot. Ja, der Mund! Er war ganz leicht geschwungen, und in den Ecken, da lag ein starrer, herber Zug, voll Weh und Entsagung, aber voll Kraft. Die Stirn war weiß und hoch, ohne Falten, wie eine Kinderstirn. Und doch, und doch, unten, wo die schmalen Brauen über den Augen sich wölbten, da saß eine Kraft, die Stärke der Frau. Herr Gott! Wie diese Stirn schön war in ihrer herben Keuschheit! Die Augen sah man nicht. Aber sie waren blau. Hamann erinnerte sich ganz genau an jenen ersten Tag, da er sie gesehen mit dem Veilchenkranz. Die Veilchen waren blau gewesen und die Augen auch, diese Frauenaugen! Und es hatte etwas darin gelegen, tief in dem saphirblauen Grund, etwas, das schlief. Und wenn es erwachte, mußte es schön sein, unennbar schön . . . Wenn es erwachte . . . Das — das war die Seele . . . das Weib . . .

Hamann fuhr zusammen und schaute auf. Schon eine Weile hatte irgendwo irgendjemand gesungen, feierlich und stark, und die Weihrauchwolken, die nach der Decke schwebten, waren müde an den weißen Wänden herabgesunken. Man hörte feste Schritte. Dann begann irgendwo jemand zu sprechen, mit einer sanften, weichen Stimme. Das war der Vater Hieronymus. Er stand aufrecht auf der rohgezimmerten hölzernen Kanzel, mitten in der Kirche. Seine fetten Hände lagen auf der mit Teppichen und Blumen geschmückten Lehne, und sein Gesicht lächelte. Jetzt hob er die Hände und rechte drohend seinen Leib, als er plötzlich grollend begann:

„Ja, ihr sollt danken, danken euerm Gott, der euch vor bösem Krieg verschont, der die Felder so reich gesegnet, der so gut ist, trotz eurer Verstocktheit. Ja—a, eurer Verstocktheit . . . Danket ihr ihm?!“ fuhr er plötzlich wütend fort. „Danket ihr ihm? Nein! Nein, ihr wandelt ruhig den Weg zur Sünde, den Weg der Verderbnis . . . Wollt ihr ihm wohl danken!“ donnerte er nun ernstlich erboßt, mit rotem Kopf. „Wollt ihr wohl ihn vor Augen haben und tun nach Gottes Gebot oder zur Hölle fahren? Und ihr werdet alle zur Hölle fahren, ins ewige Feuer, alle, die ihr nicht Christen seid, sondern wie die Tiere!“

Er hielt inne und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Die alten Bauern saßen bedenklich drein, und die jungen fuhren zusammen, knickten ganz erschrocken zusammen. Aber die Weiber waren voll Demut, und fast alle weinten.

Und der Vater Hieronymus lächelte wieder gütig mit seinem fetten Gesicht und seinen freundlichen blauen Augen. Er fuhr sanft, beinahe murmelnd, als führe er ein freundliches Zwiegespräch, fort, die Leute zu ermahnen, zu bitten.

Hamann sah herum. Da sah er den alten Rieger, der ruhig in seine glänzende Blechkappe hineinschaute und . . . Ja, er lachte sogar ein wenig. Der Heide! Dann sah er die Herrin. Sie lehnte wie gebrochen, als habe man sie auf einer Schuld ertappt, über den Bestuhl und weinte bitterlich. Und Hamann dachte nach, warum der sanfte Vater Hieronymus so wütend war an diesem schönen Tag, warum der alte Rieger lachte und die Herrin weinte, so traurig weinte . . . Er dachte darüber nach, während wieder der Gesang der Menge erscholl, während die Weihrauchwolken aufs neue emporswirbelten und ein strohköpfiger Ministrant seinem Kollegen mit der Kerze ein großes Loch in das



5. Balthasar Kellers Gemahlin Susanne Boubers de Bernatre. Nach dem Bildnis von Hyazinthé Rigaud (1659—1743) im Künstlergärtli zu Zürich (S. 216).



Chorgestühl der Kathedrale zu Lausanne (f. S. 216).

weiße Chorhemd brannte. Und als die Kirche zu Ende und schon die Heilkräuter gesegnet waren, wiederholte er mechanisch: „Deo gratias!“ — und war zu keinem Ziel gekommen.

Zum Mittagessen war an diesem Tage auch der Vater Hieronymus geladen. Auf dem Tisch stand ein großer Strauß von Weidenröschen und Thymian. Der aromatische Geruch des Thymian verbreitete sich in der Stube, und die Sonne schien hell. Die Tür zur Kammer der Herrin und alle Fenster waren offen; so entstand eine angenehme Kühle, trotz der draußen herrschenden Augusthitze. Vater Hieronymus, Hamann und die Herrin aßen allein. Frau Barbara bediente selbst den Tisch. Sie war gütig und freundlich wie immer; aber in ihren Augen dunkelte eine stille Trauer, und wie sie so leise mit stiller Weiblichkeit ab- und zuzuging, schien sie eine schöne, demütige Dienerin zu sein.

Während des Essens wurde wenig gesprochen; der Pfarrer schwieg aus Respektgefühl und die Herrin aus Traurigkeit. Und Hamann, Hamann hing träumend seinen Gedanken nach. So war es ganz still in der Stube. Nur hin und wieder summt eine Fliege verschlafen an der Decke hin oder surrt eine Biene, die sich hereinverirrt und nun unruhig einen Ausweg sucht, unstät herum. Hamann aß mit dem guten Appetit, den die letzten, in Feld und Wald zugebrachten Wochen erzeugt. Die Herrin aß dagegen fast nichts und war nur bemüht, die andern still zu bedienen. Aber der dicke Vater Hieronymus ließ es sich schmecken, daß er schwitzte. Wenn hin und wieder eine Schüssel klirrte oder wenn er im Eifer sein Besteck fallen ließ, sah er erschrocken auf und wurde rot vor Verlegenheit.

Nach gebackenen Barben gab es Schweinskeule mit Gurken, Lauben in Schmalz hartgebacken mit Rettich und endlich gesottene Nal mit Pfeffer.

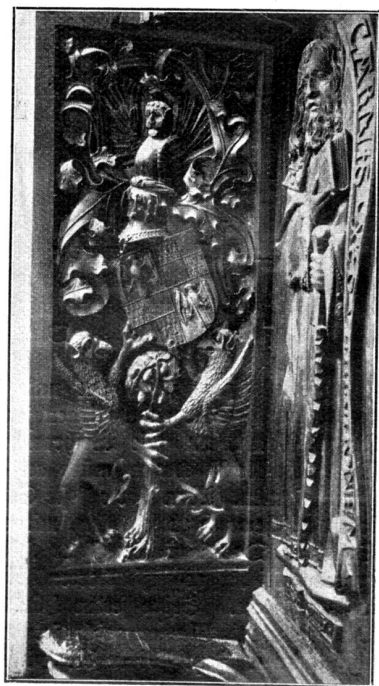
Von dem Nal aß nur noch der gutmütige Hieronymus. Er wollte der Herrin Ehre antun und dachte, es müsse wohl so sein. So aß er im Schweiß seines Angesichts den Nal auf und sparte auch den Pfeffer nicht. Nachdem er den letzten Bissen mit einem tüchtigen Schluck von dem herben weißen Schloßwein hinuntergespült hatte, sah er umher wie ein Sieger auf dem Schlachtfeld. Dann, als er sah, daß die andern längst fertig,

stand er auf und betete voll echter Dankbarkeit und zufriedener Andacht. Hamann und die Herrin standen mit gesenktem Haupt und still gefalteten Händen dabei. Nach dem Amen stöhnte Vater Hieronymus behaglich auf und setzte sich ans Fenster, indessen die Herrin den Tisch abräumte. Er hatte noch keine zwei Minuten so gegessen, während deren er öfters vor Wohlsein prustete, da schlief er, so sehr er sich auch wehrte, behaglich ein, zur Freude einer großen Fliege, die ihn längst mit einem lauten Surren prüfend umkreist und sich nun auf seiner Wange, die wie eine Butterballe glänzte, fröhlich niederließ.

Die Herrin kam und ging. Sie schien immer noch traurig zu sein. Sie sah nach dem schlafenden Hieronymus, der eben ein Sägenwerk in Tätigkeit setzte und in allen Tönen lieblich schnarchte. Dann schaute sie zu Hamann hinüber, der am andern Fenster stand und sinnend in das weite helle Land hinaus sah, auf dem heiß die weiße Sonne lag. Und wie Frau Barbara so auf Hamann schaute, weiteten sich ihre traurigen Augen, und in der Tiefe lag ein feuchter, lieber Schimmer. Sie öffnete die Lippen, als wollte sie etwas sagen; dann drückte sie die Hand heftig auf ihre Brust und ging still hinaus. Nach einer Weile fuhr Hamann aus seinem Sinnen empor, und als er sich allein mit dem schlafenden Hieronymus sah, ging er leise hinaus und stieg in den Hof hinunter.

Der Hof schlief. Auch die sonnigen Häufiger gabel schliefen, und die grüne Linde stand regungslos und träumte. Ueberall war Sonne, heiße, weiße Sonne und eine durchdringende Stille. Aus den Ställen herüber scholl dann und wann dumpf das Stampfen der Pferde, die von der Wärme und den Bremsen geplagt wurden. Hin und wieder schwirrte ein Insekt mit monotonem summendem Geräusch durch die stille Luft.

Hamann schritt gemächlich durch die Höfe und zum Tor hinaus. Draußen schien die Sonne noch heller zu sein. Die Wiesen waren fast ganz abgemäht; es war schon der zweite Schnitt. Es roch appetitlich nach Heu. Auf den Wiesen, die noch nicht gemäht, stand das Gras versengt; es dortte in der Sonnenhitze auf dem Halm ab. Hinter den Wiesen kamen die Kornfelder, die fast alle schon abgeerntet waren. Da war ein Ackerfeld, das ausgetrocknet und kraftlos seine graubraunen Furchen reckte. Dann



Chorgestühl der Kathedrale zu Lausanne (f. S. 216).

die weißlichgelben Stoppelfelder. Hin und wieder kam noch ein Stück Land, das noch den reichen goldenen Ernteseegen trug. Die Sonne flirrte weiß darüber hin, und wie sie endlos und müde nach der Ferne gingen,

schiene die so bewegungslosen, gesenkten Aehren der stachligen Gerste zu bebene in der heißen Luft, die bei der Hitze zitterte.

(Fortsetzung folgt).

Der Schweizer Kunstkalender.

Mit sieben Illustrationsproben.

Die schlimmsten Zeiten barbarischer Zerstörung, Verrestaurierung und Vertödelung von Kunstschätzen sind gottlob so ziemlich vorüber in unserem Vaterland. Der Sinn für das Schöne wird auch bei uns von einer treuen Garde von unentwegt tätigen Pionieren gepflegt und verbreitet. Vieles ist geschehen und geschieht, und zuweilen fast des Guten zuviel; denn was wird nicht alles in Museen vergraben!

Was kann geschehen, diese Schätze und mit ihnen den Sinn für Beachtung und Pflege dieser Schätze allgemein ins Haus zu tragen? Gut illustrierte Bücher — ein teurer Luxus! Zeitschriften — die liest man in der Mappe und in den Vereinslokalitäten! Sie gehen wieder aus der Hand. Da haben wir wieder von der guten alten Zeit zu lernen. Da war im allgemeinen der Kalendermann der Pionier, der ins Haus kam. Er ist ja auch heute noch nicht ganz ausgestorben; aber sein Erscheinen hat heute nicht mehr die Bedeutung eines Ereignisses, und am Jahrmarkt ist er auch nur selten mehr eine Hauptperson. Wie sollte man ihn auch ästimieren! Schickt einem doch der halbe Handelsstand seine Neklamakalender zu, daß man in jeder Stube einen auf den Tisch legen und einen an die Wand hängen kann mit irgend einem netten faden Mädchengesicht aus Schokolade, Erdbeer und geschwungenem Nidel oder sonst einer Zier von gleichem Interesse! Vieles von dem Ueberfluß wandert gleich in den Papierkorb und erfüllt wenigstens so eine Aufgabe.

Was aber könnte uns der Kalender sein, noch immer?

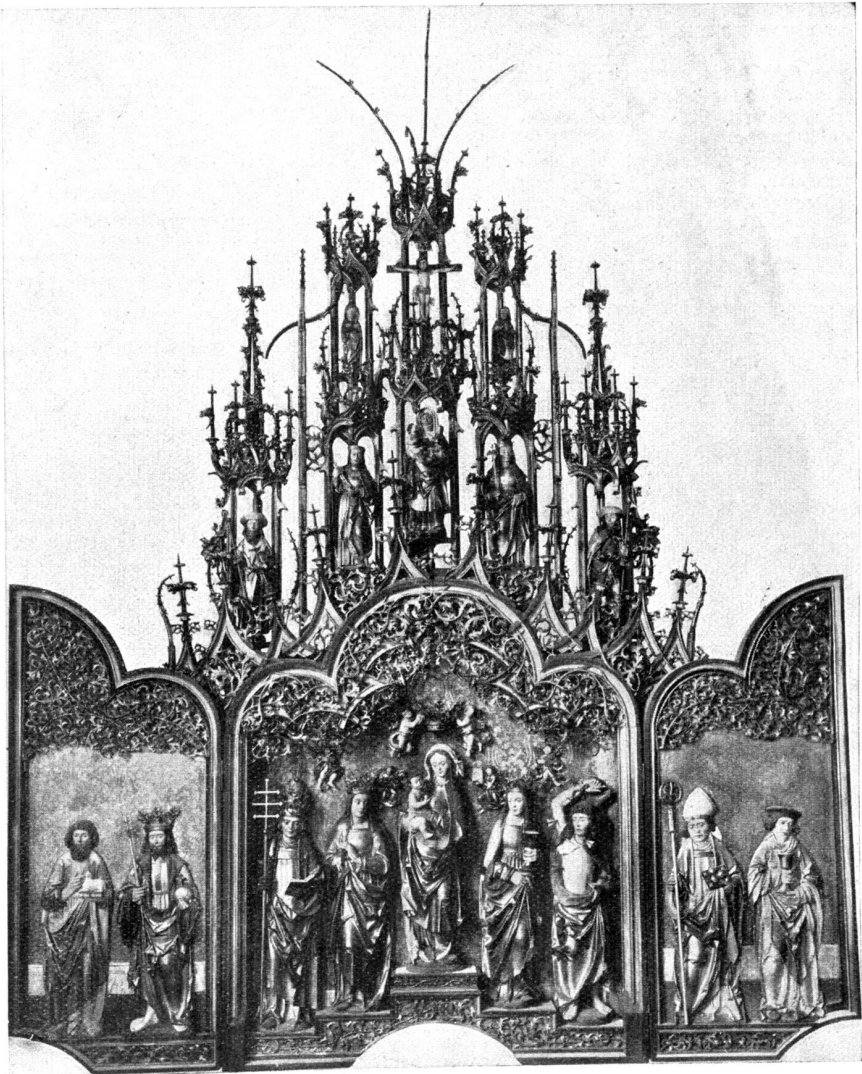
Was kann er uns nicht immer noch alles bringen?

Schon manchem Guten ist er in der Tat dienstbar gemacht worden. Man hat ihn zum religiösen wie literarischen Brevier gemacht. Man hat ihn zum historischen Memento gemacht. Und was alles! Kaum einer, der es noch wagt, mit Kochrezepten auskommen zu wollen! Für jeden Tag werden einem da gleich ein, zwei, drei, vier und mehr Gedanken angeboten. Oder man hat schöne historische oder geographische oder naturgeschichtliche oder noch andere Bildersegensbündel zusammengestellt, im Gedanken, ein artiger oder sonst interessanter Augenschmaus würde mehr geschätzt werden als so eine Abstraktion wie ein Vers und ein Spruch ist. Man hat uns in riesigen billigen Auflagen wirklich schöne Helgen geschenkt, die uns Freude machten, als wir — den drüber abgerissen. Wo sind sie? Längst dahin, oder sie liegen irgendwo durcheinander in einem Couvert oder einer Schachtel, pietätvoll der unmittelbaren Zerstörung vorenthalten, um nach so und so viel Jahren nie mehr beachteten Liegenbleibens von der verheerenden Ordnungsliebe einer andern Person beseitigt zu werden. Nun: Spaß, Freude haben sie ge-

macht und einen ersten, unmittelbaren Zweck erfüllt. Könnten sie aber nicht nachhaltiger dienen und erfreuen?

Es ist nicht lange her, da ist unser Wunsch in dieser Richtung erfüllt worden — und doch nur halbwegs erfüllt. Kommt uns ein wunderhübsches Heft zugeflogen, dessen Deckblatt schon eine mustergültige Reproduktion ehrwürdiger Reliquienkunst war und dessen Blätter uns zwischen den einzelnen Monatskalendern eine schöne Reihe altfranzösischer Kunstdenkmäler aller Gattung, von der feinsten Kleinkunst bis zur Architektur vergegenwärtigten. Wie gefagt, das Reproduktionsverfahren darf hier an sich den Titel einer Kunst in Anspruch nehmen. Das wär's nun gewesen. Da gibt es nichts zum Abreißen und nichts zum Ausschneiden. Das will beieinander gelassen sein, als eine kleine Sammlung von Schätzen, die mit jedem Nachschlagen vertrauter wird und auch nach Ende des Jahrgangs nur vorübergehend aus der Hand gelegt wird an ein währendes Ehrenpläschen in der Bückerei oder auf einem Salonstück.

Erfüllt also — und, wie gefagt, nur halbwegs doch erfüllt



Schnitzaltar von Brienz (Kt. Graubünden) aus d. J. 1517, nach seiner Wiederherstellung (1903).